

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 7

Artikel: Eine handvoll schwarzer Wolle
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

E I N E H A N D V O L L S C H W A R Z E R W O L L E

Diese Geschichte ist zehn Generationen alt, und es hätte wenig Sinn, sie der elften zu erzählen, wenn sie nicht einen Kern enthielte, den ein Geschlecht so wenig ausschlagen darf als das beste Saatgut draussen im Speicher oder das edelste Stück Hausrat drinnen in der Stube. Jeder bestandene Mensch weiss gar wohl, dass es auch einen Hausrat der Seele gibt. Schreiben wir daher auf, was bisher mündlich auf den Höfen über dem Rheine feierabends erzählt worden ist.

Wo der Rhein aus seinem Alpentore heraustritt, desser Schwelle er selber legte, weitet sich das Tal. Von altersher zogen Kaufleute aus Schwaben nach Süden und Lombarden und Venezianer nach Norden, Tiroler nach Westen und Burgunder ins Tirol mit ihren Waren. Sie blieben nicht länger als eine Nacht und einen Tag im Gelände, denn bei den Bauern war nicht viel einzuhandeln und abzusetzen. Man weiss nicht mehr, aus welcher Richtung der Windrose jener Kaufmann kam, der mit seinem Handelsgut ein Unheil ins Land brachte, das einen Sommer lang nicht mehr aus dem Tale wich. Und das war der Tod, der Schwarze Tod. Im Juni war er da. Er sass ungesehen auf der Fensterbank des Wirtshauses, er hockte dem Bauern, wenn er dengelte, im Genick, und wenn die Bäuerin den Teig für das Maisbrot knetete, buk er sein Gift mit hinein. Da starb die blühende Tochter vor der welken Mutter, der stämmige Hofbauer vor dem serbelnden Knechtlein, und wenn der Sigrüst am Strang die Totenglocke zog, wusste er nicht, ob ihm diese, ehe es wieder Sonntag würde, ein anderer läute. Denn keiner war gefeit, und kein Kraut wuchs in Höhe und Tiefe, das dem Tod gewachsen wäre. Der Tod stand im Herrgottswinkel der Leute alten Glaubens und nistete beim Bibelplatz der Evangelischen. Wer arm war, siechte in einer Woche dahin; wer reich war, lag acht Tage krank.

Als der Herbst kam und mit ihm der Markt, da man sich im Städtchen ein Kühlein verkaufte und sich mit der Winterware eindeckte, streckten im «Rössli» noch ganze sieben Bauern die Beine unter den Tisch. «Unkraut verdirbt nicht», sagte einer von sich. (Eine Woche später hätte er es nicht mehr sagen können). Ein anderer wusste zu berichten, dass er vorletzte Woche einen Rebberg bekommen habe, der in der gleichen Nacht dreimal vererbt worden sei. «Der Bauer auf dem Geissbühl ist noch viel hablicher geworden», sagte ein dritter. «Dem kalbte schon alleweil sogar der Sackbock», meckerte sein Nachbar, der einst auf dem Geissbühl als Knecht gedient hatte. «Warum kommt er heuer nicht zu Markt?» fragte der fünfte, und die beiden, die bisher noch geschwiegen hatten, sagten im gleichen Schnauf: «Er hat halt Angst!»

Ja, der Geissbühler hatte Angst, aber es war jene Angst, welche man auch Vorsicht heissen kann. Als er sah, dass nicht wenige derer, die hinter den Särgen der ersten Opfer herschritten, zu den ersten gehörten, die nachher hinausgetragen wurden, da blieb er den Leichenzügen fern. «Nun ist man doppelt froh, dass man sich selbst versorgt», sagte er laut, wenn er breit und mächtig oben am Tisch sass, der mit lauter Eigenware gedeckt war. Die Frau stimmte ihm bei und fügte hinzu, dass sie kaum etwas so freue, als dass sie noch zu Ostern drei Säcke Salz im Keller eingelagert habe, denn das mangle alleweil zuerst. Der Bauer war Meister genug, um den beiden erwachsenen Söhnen das Tanzen zu verbieten, und wenn er hörte, dass nachts bei der Kammer, wo die Tochter schlief, eine Leiter an die Schindelwand gestellt wurde, dann sorgte er mit barschem Wort und kräftigem Zugriff, dass dem Spinibub das Liebeln verging. «Wir wollen überleben», sagte der Bauer dann beim Frühstück, wenn er den Türggenribel löffelte. Und für sich dachte er noch: Und erben, was zu erben ist, das wollen wir auch.

Dass man auf dem Geissbühl habsüchtig war, wusste man landauf und -ab. Aber niemand wusste es so genau wie die Gret Rhyner, die Schwester des Bauern, die zu armen Tagen gekommen war, seit ihr Mann beim Lauben erfallen war. Der einzige Sohn war als Reisläufer weggezogen und galt seither als verschollen. Frau Gret war zu stolz, um auf dem Geissbühl, wo sie aufgewachsen war, Bittbätti zu sagen. Und wenn man dem Geissbühler bedeutete, er solle doch der Schwester aufhelfen, war er kurz angebunden: Er sei immer gegen ihre

Heirat gewesen. Als Magd auf dem Geissbühl hätte sie's besser gehabt, und das könne sie immer noch werden. Sie wisse es.

Ja, sie wusste es, aber sie wollte es nicht. Sie darbte lieber und wurde darüber hager und herb. Böse Zungen sagten gar, sie sei auch dem Tod zu mager. Wie dem auch sei—die arme Witfrau überstand gleich dem Hause ihres Bruders die schreckliche Seuche, ja sie half sogar dem Geissbühl beim Ueberstehen. Jeden Tag traf nämlich zu später Stunde der Geissbühler auf den Vorsprung vor seinem Hofe und rief in das Tal hinaus: «Ist die Pest vorbei?» Und Abend für Abend kam die gleiche Antwort von irgendeinem Giebel heraus: «Nein!» Immer wieder, wenn ein Leichenzug zum Friedhof hinauswankte, dachte der Bauer, es könnte der letzte sein. Aber die Antwort blieb vom längsten Tag bis zu Martini immer gleich, wenn auch der Ton wechselte: Nein! klagend erst, dann grimmig, später verweifelt, «Nein!» zwischenhinein einmal übermütig, dann aber sterbensmatt. «Nein». Viele hatten zuerst Bescheid gegeben, später wochenlang nur eine dünne Frauenstimme. Wer ausser der Gret noch lebte, schwieg. Was sollte der ohnehin schon vor Reichtum strotzende Bauer über die Seuche überhauen und dem Tod den Menschenzins vorenthalten dürfen!

Zu Beginn November aber kam auf die Frage «Ist die Pest vorbei?» urplötzlich die Antwort: «Ja!» Der Geissbühler sagte indessen zu den Seinen: «Einmal gerufen, gilt nicht. Wir haben noch Salz.» Abends begleiteten ihn seine beiden Söhne auf den Kapf hinaus. Sie riefen zu dritt: «Ist die Pest vorbei?» Die Antwort war klar: «Ja, sie ist vorbei!» Der Bauer aber dachte, der Neid könnte der Lüge rufen und die Lüge eine Falle stellen, und so gerate man doch noch in die Grube, der man so streng entgehen wollte. «Das drittemal gilt's!» sagten aber die Frauen, Mutter und Tochter begleiteten die drei Mannen auf den Kapf hinaus. Es war zu Martini. Zu fünft riefen sie über das Tal hinweg: «Ist die Pest vorbei?» Da winkten etliche aus ihren Häusern mit weissen Tüchern und frohlockten: «Ja, sie ist vorbei. Und die am häufigsten gehörte dünne Frauenstimme rief noch: «Ja kommt nur!»

Und sie kamen vom Geissbühl. Voran ging der Bauer, dann die Söhne nebeneinander und Mutter und Tochter Arm in Arm. Es war ein föhnheller Tag. Die bis zu den Alpen verschneiten Berge standen im schönsten Licht. Sie grüssten von Flanke zu Flanke einander. Aber der Bauer grüsste

seine Schwester Gret nicht, die unter der Haustüre stand und Maiskolben aus den Hüllblättern schälte, so dass die Körner glänzten wie lötiges Gold. Da wagten auch die Begleiter den Gruss der Frau Gret nicht zu erwidern, wiewohl ihnen die Stimme als die letzte, welche sie von auswärts vernommen hatten, nicht untraut vorkam.

Die Geissbühler gingen auf das kleine Rathaus. «Da ist wenigstens eine Familie gesund beisammen geblieben», sagte der Gemeindeschreiber. «Wer ist denn alles gestorben?» wollte der Bauer wissen. Der Gemeindeschreiber holte das Totenbuch, in welchem im letzten Halbjahr mehr Namen eingetragen worden waren als sonst in zwanzig Jahren. «Und welche Häuser sind ausgestorben?» Da zeigte es sich, dass von den Familien der beiden Geschwister der Frau niemand mehr lebte, und auch der einzige Bruder des Bauern war gestorben. «Da hat ja jedes meiner drei Kinder einen Hof zu erben», sagte der Bauer frohlockend. Der Bauer wandte sich an seine Leute und rieb sich die Hände. «Das Abwarten lohnte sich, nicht wahr.» «Halt, Bauer», sagte der Gemeindeammann. «Beim Hof Eures Bruders ist Eure Schwester gleich nahe verwandt. Sie war die einzige dabei, als man den Totenbaum Eures Bruders auf den Kirchhof trug, und bessere Tage sind ihr ja auch zu gönnen.»

Der Bauer sah, dass er hier nicht auf das Erbteil seiner Schwester greifen durfte, umso weniger, als es hiess, ihr Sohn sei im Krieg nicht gefallen, sondern kehre heim. Und für ihn würde sich Frau Gret zu wehren wissen.

Ja, sie tat's! Allein der Bauer hatte längere Arme, die bis dort reichten, wo die Richter gefügt wurden. Zuletzt ging der Streit noch um einen Sack Schafwolle. Die Witwe wollte sie spinnen und daraus ein Tuch weben, damit der Sohn ein Wams bekomme bei seiner Heimkehr. Sie wehrte sich mit aller Mutterkraft. Allein auch diese Wolle wanderte nach dem Urteil auf den Geissbühl. Da stiess Frau Gret einen Fluch aus, der noch stärker war als der Richterspruch. «Nun soll der Geiz Euch fressen!»

Die Geissbühler aber trollten sich mit dem Sack. Sie wollten gute Wollstoffe für eine dreifache Hochzeit daraus spinnen und weben. Blendend weiss war die Wolle, rein wie der Neuschnee auf den hohen Bergen. Nur im Grunde des Sackes war eine Handvoll schwarzer Wolle. «Ja, der Bruder hat ein schwarzes Schaf gehabt», sagt der Vater, und die Wolle wurde von Hand zu Hand gegeben. Sie roch übel. Und den Leuten ward übel. Und die

Nacht war ärger als jede zuvor auf dem Geissbühl. Der Morgen zeigte den Eltern, dass alle drei Kinder Pestbeulen hatten, und am Abend fühlten die Eltern die gleichen Schmerzen.

Von drunten aber hörte man den Ruf der Frauenstimme: «Ist die Pest vorbei?» Die Geissbühler waren zu schwach oder zu böse, um zu antworten. Tags darauf hörte man die Frage zweistimmig. Der Sohn war zur Mutter heimgekehrt. Und beide schritten wenige Tage später hinter fünf Särgen auf den Gottesacker hinaus. Frau Gret hatte beim Einsargen geholfen und warf in das Grab des Bruders eine Handvoll schwarzer Wolle. Seither war die Pest vorbei, und kam nie wieder, solange man sich diese Geschichte erzählt.

Wassermann

VOM UMGANG MIT REGENSCHIRMEN

Viele meiner Bekannten haben mir schon über besondere Tücken des Objektes bei ihren Regenschirmen geklagt, und ich selber habe schon reichlich viel an Unbeständigkeit, Flatterhaftigkeit und mangelnder Anhänglichkeit von den Beschützern meines Hauptes erfahren. Seit einiger Zeit ist es — ungerufen! — um vieles besser geworden, und ich weiss auch, warum. Regenschirme sind nämlich fühlende Wesen und verhalten sich so, wie man sie behandelt. Wer nur widerwillig mit ihnen ausgeht und sie als notwendiges Uebel ansieht, wie ich das noch jahrzehntelang aus einem studentischen Vorurteil heraus getan habe, der darf sich nicht verwundern, wenn der Genosse Begleiter keine Treue kennt und sich irgend einer andern Betriebszelle in fremden Schirmständen anschliesst. Mit der Mimikry eines Meisterverbrechers weiss sich der Abtrünnige zu verstecken, mehrfach den Herrn

zu wechseln, und nur ausnahmsweise kehrt er abgerissen und mitgenommen als verlorener Sohn zurück, um als Ausleihschirm seine Tage zu beschliessen.

So hatte mich vor einiger Zeit wieder einmal ein Regenschirm verlassen, und weil er mir angenehm in die Hand gegangen, vermisste ich ihn trotz Gummimantel und altem Hut. Meine Freude war deshalb ehrlich und gross, als man mir den schon Verlorengeslaubten nach Wochen aus der Garderobe eines Restaurants zurückbot, wo er ein beschauliches Pfründerdasein geführt hatte. Mit Rührung schloss ich ihn in die Arme und hielt ihm eine kleine Ansprache: «Lieber Beschirmer meines Hauptes, da du mir glücklich wieder erstanden bist, wollen wir Freunde sein. Und deshalb sollst du auch einen Namen haben. Ich taufe dich Habakuk». Und wir lebten einig und in Frieden miteinander.

Doch es sollte noch einmal anders kommen, denn mit des Geschickes Mächten ... Habakuk billigte augenscheinlich meinen Verkehr mit den Radioleuten nicht und entzog sich mir nach einem Besuch im Studio. Und ward nicht mehr gesehen. — Da ich darauf auf Reisen ging und unterwegs allerei Nässe drohte, musste ich ihm einen Nachfolger geben. Es war ein treuherziger, etwas vierschrotiger Fläme und Monarchist; deshalb nannte ich ihn Leopold, um gleich ein wenig Anhänglichkeit in ihm zu wecken. Er trat jedoch nur ungern an, sondern wollte lieber (als bürgerlicher Degenersatz) Spazierstockdienst tun und blieb so lange als möglich gerollt und im Futteral. Dieses bevorzugte Verhältnis muss Habakuk zu Ohren gekommen sein, denn leicht beschädigt kam er unverhofft wieder zurück, musste aber wegen einer gebrochenen Rippe sogleich in die Klinik verbracht werden. Der eifersüchtige Leopold aber dachte: Jetzt oder nie wird man meinen Verlust empfinden. Und ward auch nicht mehr gesehen ...

Unter normalen Verhältnissen hätte ich ihn auf dem Besitzstandkonto abschreiben müssen. Aber da war wohl niemand da, der ihn mit dem majestätischen Namen Leopold begrüsst; das empfand er und kehrte zurück. Seither sind der wiederhergestellte Habakuk und der durch Respekt gewonnene Leopold von allen freundlich benannt wieder daheim und unterhalten sich von ihren Eskapaden. — Und weil es eben wieder anfängt zu regnen, muss ich mir den Kragen hochschlagen und mich in Trab setzen, denn es ist ihnen lange wohl zu Hause.